

## **Das zweite Erbe**

*Oder: geschenkte Zeit*

*Richard Jilka*

In den Gazetten ist wiederholt zu lesen: Dank 45, 50, ja mehr denn 60 Friedensjahren sei aus den Deutschen ein Volk von „Erben“ geworden. Mit dem Ererbten ist nicht ihr geschichtlich kulturelles Erbe gemeint, welches offenbar in die Brüche gegangen ist, sondern materielle Vermögenswerte. Eine einzigartige Phase wirtschaftlichen Wachstums ermöglichte es zwei bis drei aufeinander folgenden Generationen ununterbrochen Vermögen anzuhäufen, weshalb mittlerweile, so ist zu lesen, Milliarden nicht mehr erarbeitet, sondern ererbt wurden. Die Arbeit der Väter, so hätte man dazumal geurteilt, hat sich bezahlt gemacht, die Nachkommen ernten die Früchte. Bereits leben mehrere Millionen Millionäre im Lande. Aber die weite Verbreitung von *bloß* ererbtem Wohlstand trägt dazu bei, die ohnehin fragwürdigen Grundlagen einer Gesellschaftsordnung, die „Leistung“ als entscheidendes und gerechtes Kriterium für die Verteilung ihrer Güter ausgibt, zunehmend zu untergraben. Offensichtlich werden materielle Privilegien allzuoft nicht in der Weise „verdient“, wie von vielen redlich Werkelnden die Miete für ihre Bleibe. Das Beispiel *unverdienten* Wohllebens ist verführerisch. Es verleitet zunehmend sogar Unbeerbt dazu, statt bis zum Ende ihres Erwerbslebens durchzuhalten, über Abkürzungen jenseits der öffentlich gepriesenen und politisch geforderten Werkstätigkeit wenigstens in den begehrenswerten Genuß der Untätigkeit zu gelangen, indem sie sich unter Verzicht auf materielle Ausstattung jetzt gleich das Lebensnotwendige von der begüterten Gemeinschaft, die ihnen ohnehin nur unzureichend Arbeit bieten kann, erstatten lassen. Auf öffentliche Kosten ausreichend versorgt fiele auch dem Mittellosen vom großen Kuchen eine Art Erbe zu und er könnte wie ein Kleinstrentner über seine Tage, ob er sie nun auszufüllen versteht oder nicht, frei verfügen. Das verführerische ist auch ein vernünftiges Ziel, denn mehr als unsere eigenen Tage ist von unserem Leben ohnehin nicht zu haben.

Leider ging der anschwellende Strom der Erbschaften an mir vorbei. Mir fiel im Lande keinerlei Erbteil, weder Haus noch Garten zu. Obzwar ich niemals Patriarchenluft atmete, gleiche ich auch nicht den Heroen unserer Epoche, von denen es heißt, sie könnten aus eigener Kraft ihre Ziele samt dazugehöriger Dinge den Umständen abringen. Meinem beschaulichen Naturell treu bleibend fristete ich also unbeerbt meine Tage karg ausgestattet am Rande der Gemeinschaft und ihres Wohlstandes. Gemäß meiner Art richtete ich mich in der Armut ein, denn meine mangelhafte Ausstattung mit Zeug kümmerte mich wenig, wenn ich trotzdem Herr über meine Zeit blieb. Dabei hätte gerade ich, diese Überzeugung scheint mir in die Wiege gelegt worden

zu sein, wie wenige Andere irgendein Erbe verdient, denn meine Weise tätig zu sein hat nahezu keinerlei Marktwert, erfordert also besondere Hilfsquellen. In der unterschwelligen Erwartung einer allzeit möglichen unvorhersehbaren Veränderung meiner äußeren Lebensumstände, irgendeiner überraschend sich ergebenden, meinen Neigungen angemessenen Erwerbsarbeit oder einer unvorstellbaren andersartigen Unterstützung, lebte ich ziemlich achtlos gegenüber meine materielle Misere, als ob sich die Ergänzung meiner inneren durch hinreichend äußere Güter irgendwie von selbst ergeben würde. Die eingeborene Erwartung einer gedeihlichen Veränderung meiner materiellen Umstände trug mich irgendwie durch die Jahre. Dabei stieß ich immer wieder schmerzhaft an meine finanziellen Grenzen, über die sich hinwegzuschwingen dem Alternden schwer wurde. Indem die jugendliche Unbeschwertheit verbrauchte, begann es aufs Gemüt zu schlagen, nicht zu wissen, wie man die nächste Miete bezahlt oder jede Mark x-mal umzudrehen, bevor man sich neue Schuhe kauft, verschlissene Hemden & Hosen zu tragen und nur den billigsten Käse zu essen. Mit der Zeit verdüsterte die anhaltende Misere mein heiteres Gemüt und schlich sich als dunkler Schatten in mein Herz. Sollte ich verloren haben? Wegen des ausgebliebenen Erbes mußte ich viel zu viele kostbare Tage vertun. Obwohl meine eigenständigen Tätigkeiten, über deren Sinn und Zweck man geteilter Meinung sein kann, meine Tage vollkommen ausfüllten, ermöglichten sie mir kein Auskommen, wohingegen meine zeitraubenden bezahlten Verrichtungen die Ausübung meiner eigenen Tätigkeiten, mithin mich selbst, verhinderten. Der alltägliche Widerspruch widerlegte mich nicht grundsätzlich, denn er war bloß materieller Art und könnte jederzeit irgendwie, vielleicht durch einen Gewinn in der Lotterie oder eine unverhoffte Erbschaft von Werweiswo, wie sie so Vielen unverdientermaßen in den Schoß fallen, spielend aufgelöst werden. Dann könnte auch ich im Rahmen meiner Möglichkeiten in der mir verbleibenden Zeit doch noch etwas fruchtbar sein. Denn ich bin ja bloß im bürgerlichen Sinne ein Verlierer, als Persönlichkeit empfinde ich mich als gut gelungen.

Tatsächlich überraschte mich vor einigen Jahren ein Anruf, bei dem eine mir fremde Stimme durch den Hörer säuselte: ich sei Erbe. Wie damals während des Studiums, als ich beim flüchtigen Überlesen einer notariellen Mitteilung irrtümlich meinte, 30 000 Mark zu erben, zitterten meine Knie. Endlich war es so weit! Der Anrufer erregte in mir die Erwartung auf eine kleine Eigentumswohnung, deren Versilberung hätte mich für zwei oder drei Jahre von materiellem Druck befreien und mir unbeschwerte, schaffensfrohe Zeit bescheren können. Ich war begeistert. Plötzlich war eine Behebung meiner Not greifbar nahe. Aber mein erstes Erbe, das von Tante Herta aus Buchau bei Karlsbad in Böhmen, war in materieller Hinsicht keines, sondern belebte nur trügerische Träume des „es wäre so schön gewesen / es hat nicht sollen

sein.“ Tatsächlich war ich Alleinerbe von Büchern, Briefen, Fotos, Dokumenten. Mein erstes Erbe bestand aus Erinnerungen an verschüttete Stimmungen meiner Kindheit, an die Möglichkeiten eines nicht gelebten Lebens und an die versäumten Begegnungen mit meinen Ahnen, deren wiederbelebte Geister ungestüm in mir spukten, bis ich glaubte, mich von ihnen und dem fremden Land, in dem ich geboren wurde, getrost verabschieden zu können.

Die ersehnte Möglichkeit, überraschend Unterstützung zu finden, hatte sich gezeigt, war aber folgenlos vorübergegangen. Weiterhin galt es, auf meinem verlorenen Posten ohne Aussicht auf Hilfe auszuharren. Irgendwann blieb die sich alljährlich grundlos einstellende Hoffnung auf Besserung wie die Büffel der Indianer aus. Alternd mehrten sich die Monde, in denen ich mir vorkam wie unter einer Glasglocke, an deren Innenflächen mit meinen Händen entlangleitend ich weder einen Ausgang noch einen Riß im mich umschließenden Gefüge ertastete. Ärger denn in jüngeren Jahren begann der wohlbekannteste Zustand der Aussichtslosigkeit mein Herz zu bedrücken. „Sei tapfer, edles Herz,“ sprach sich mir dann zu, „gar vieles schon hast du erduldet.“ Und Sorge dich nicht, ergänzte ich den Trost des vielgewanderten Mannes, dich quälen bloß materielle Umstände. – Ach Schande! Materielles und Geistiges sind unentwirrbar miteinander verwoben. Eine anhaltende materielle Misere bedroht den Kern der Persönlichkeit. In allzu enge Grenzen gepreßt, reiben sich Geist & Herz wund. Elend verdirbt das Gemüt, macht unleidlich, unansehnlich, unfroh, unfruchtbar. Im endlosen Streit mit kleintlichen Nöten wird man lustlos und müde. Und wer sollte ein verzweifelndes Herz, dem es schwer wird, sich selber zu leiden, mögen können? Bessert sich solch eine Lage für einige Wochen, sogleich tanzt der Übermut an den undeutlich gewordenen Rändern des Abgrunds, wird die Unhaltbarkeit der eigenen Existenz vergessen, bis die Realität wieder zuschlägt und einen niederwirft. Quälend lang zog es sich so hin, es war ja das Leben, ausweglos. Die Ausweglosigkeit war mein Leben. Jener Winter großer Not, in dem mir mit dem Schlaf beinahe die Luft ausgegangen wäre, ist nun schon über zwei Jahre her, und dennoch steckt er so deutlich und schmerzhaft in mir, als wäre er eben erst gewesen. Die schöne freie Zeit, die im Januar zu meiner uneingeschränkten Verfügung stand, eigentlich ein Anlaß zu großer Freude, machte mich traurig. Obwohl ich ein Liebchen hatte und schlimmere Winterabende kannte, an denen mir war, als müsse ich mein Dasein beenden, gelangen mir Meine eigenen Tage nicht. Wie so oft fehlte Geld für das Notwendigste, Kohlen & Holz waren knapp, Kälte, Unlust, Müdigkeit gequälten mich. Nachts würgte es mir im Hals. Schlaflosigkeit war ein schlimmes Übel. Allmorgendlich quälte ich mich aus dem zerwühlten Halbschlaf hinaus in den Tag, um die immer gleichen in mir kreisenden Gedanken niederzurin-

gen, sie mußten zunächst überwunden werden, um mich den Umständen zum Trotz wieder so zusammzusetzen, daß es auszuhalten war. Nicht selten retteten mich vage Aussichten auf Geldgeschenke oder Arbeit über den Mittag, abends trösteten mich Wein und Tabak. Heitere Stunden waren schwer erkämpft. Während ich als Fremdenführer den Kasper oder auf Baustellen den fröhlichen Handlanger spielte, wußte ich nicht wohin & woher, stand mit dem Rücken zur Wand in der Ecke, begann mich am Ende selbst aufzugeben. So wäre es nicht weitergegangen. Nun, da das Ärgste überstanden ist, kann ich kaum noch begreifen, wie ich durchgehalten habe. Vermutlich sah ich über die Abgründe hinweg, leugnete sie und habe mich, so gut es ging, belogen.

Da ich grundsätzlich mit mir einverstanden bin und mich mag, versuchte ich in meinen Niederlagen, irgendwie meinen Frieden mit mir zu schließen, mich mit mir unhandlichem Kautz auszusöhnen und über dem Abgrund meine mir eingeborene Heiterkeit zu bewahren. Da meine Lage in materieller & bürgerlicher Hinsicht aussichtslos geworden war, mußte ich, um zu überleben, meine Kraft aus einer anderen Art von Welt schöpfen. Die andere Wirklichkeit konnte nur in mir, im Lesen & Schreiben & Schwätzen liegen. Die Realität der Außenwelt aber war bedrohlich. Von ihr wandte ich mich ab. Das kommende Jahr war mir unbegreiflich fern, vom laufenden wollte ich nichts hören, wenn ich zwei oder drei Monate überbrücken konnte, war ich sehr zufrieden. Auf den Augenblick zurückgeworfen, übte ich mich, ihn auszukosten. Dabei halfen mir bescheidene Übungen im Zen. Im Februar schmolz mein Polster aus Geld und Zeit bis auf den Grund, mir blieben kaum 100 € und mein Zeithorizont schrumpfte auf zwei oder drei Tage. Meine Zeit war abgelaufen. Lautlos und innerlich unbewegt erwartete ich den Ausweg. Ist eine bestimmte Linie überschritten, verliert die Kapitulation ihren Schrecken und ich beschloß, mich bei den Behörden als hilfsbedürftig zu melden. Vorerst blieb ich, eine kleine Steuerrückzahlung erwartend, in meiner kühlen Hütte sitzen und schrieb mit klammen Fingern an einem endlosen Aufsatz – tatsächlich – über „Askese“. Die tägliche Schreibarbeit stimmte mich heiter, ja so wohlgenut, daß ich zuweilen von göttlichem Gelächter geschüttelt meinte, kommender Wahnsinn würde mich vom Druck der Umstände erlösen. So löste ich mich von den unmittelbaren Nöten, überwand sie in mir und sorgte mich um das absehbare Ende meines Geldes nicht. Ich war vogelfrei.

Im Winter 05/06 war die Klimaveränderung nicht besonders fühlbar. Endlich kündigte sich der Frühling an. Von seinem Anhauch neu ermuntert balgten sich die Vögel des Himmels, meine Brüder. Nein, sie kämpfen nicht gegeneinander um ihre Brosamen, verdrängen einander nicht aus Büschen

und Bäumen, sondern in übermütigem Glück toben sie umeinander. Für Einjedes ist Futter ausgestreut, angemessen und genügend, jedes hatte seine Nische in der Welt. Sollte es nur für mich keine passende Ecke im Lebensspiel geben? Nein, ermunterten mich die Vögel, auch ich hatte den Winter überlebt, hatte in ihm auch gute Stunden und von Mond zu Mond meine Brosamen gefunden. Es wird weitergehen. Es war noch immer irgendwie weiter gegangen und, das wurde mir nun zur Gewißheit, es würde bis zum Ende weiter gehen. Bis dahin kann mir nichts geschehen, bis zu meinem letzten Tag werde ich leben, und zwar in guter Gesellschaft, nämlich in meiner. Bald würde des Frühlings milde Luft die Tage leichter machen. Und wenn mir nicht wieder Arbeiten auf Baustellen von Woche zu Woche weiterhelfen würden, dann war ich jetzt, da ich meinen Frieden mit mir gemacht hatte, bereit, mich bei den Behörden zu melden und für ihre Unterstützung meine Freiheit zu opfern. Mit dieser Entscheidung hatte ich das Schlimmste überstanden.

Im März ergaben sich wieder kleine Arbeiten, bei einer kinderreichen Familie und einem Freund galt es Wände zu streichen. Auch das Häuschen meines Liebchens mußte hergerichtet werden. Darauf folgte harte Bauarbeit. Als Tagelöhner überwand ich die ärgste Not und rettete mich von Tag zu Tag. Ich lebte weiter, von der Hand in den Mund, und sparte bald ein Vermögen von 400 €, das mich gegen die ärgsten Stöße der Außenwelt polsterte. Mein Hintern saß nicht mehr auf Grundeis. Aber hierzulande schafft einem Tageslohn die Misere nicht vom Hals, sondern die liebe Mitwelt bleibt einem unentwegt auf den Zehen stehen und zwingt einen, unablässig etwas zu unternehmen, um nicht zertreten zu werden. Entsprechende Unternehmungen fielen mir immer schwerer, denn auf meinem abgelegenen, kargen Posten war ich sehr müde und begierig nach Ruhe geworden. Ein mir fremdes Leben führend quälte mich die beim Tagelöhnern verlorene Zeit. Immer wieder stand ich vor einer Wand, die es zu weißen galt, kaum war sie fertig, stand eine neue Wand vor meiner Nase. Mir war, als räumte ich unablässig Zeug aus dem Weg, das, kaum habe ich mich umgedreht, schwup, wieder vor mir steht. Das Zeug war nicht wegzubekommen, ein Ende der Plackerei nicht abzusehen. Ein neuerliches Angebot, auf dem Amt einige Wochen zu arbeiten, lehnte ich ab, um den ersehnten Frühling nicht auf einem Büro zu vergeuden. Es gibt doch so viel zu tun: spaziergehen, gärtnern, Radtouren, kleine Auflüge, Besuche, im Stillen sitzen, lesen, schreiben, reden, lieben... und schlafen, lang und tief schlafen.

In jenen Vorfrühlingstagen kam der lang ersehnte Brief. Endlich war ich gefunden worden. Am 6. April 2006 schrieb mir eine notariell beauftragte Nachlaßverwalterin, sie suche mit ihrem Rundschreiben an alle Jilkas in der

Republik gesetzliche Erben. Obwohl ich für diesen Jobb besonders geeignet bin, glaubte ich zunächst nicht, gemeint zu sein. Bestimmt gibt es Hunderte von Jilkas in der Republik. Die Chance hatte mich ja bereits vor Jahren genarrt und war vorbei. Aber, bei erneutem Hinsehen traute ich meinen Augen immer noch nicht, auf der beigefügten, weitläufig verzweigten Ahnentafel waren mir in der Ahnenreihe rechts außen die Vornamen vertraut. Eine zufällige Namensgleichheit? Unerhört! Da standen ihre Namen geschrieben: Herta, meine Tante, Franz, mein Vater, Franz, mein Großvater, Franz, mein Urgroßvater. Ich, Richard, gehörte tatsächlich an die Leerstelle am Ende der Reihe! Dank der Papiere aus dem Keller von Tante Edeltraud aus Köln, die mir sonst auch nichts hinterlassen hatte, und denen von Tante Herta aus Buchau in Böhmen kann ich meine Abstammung mit Dokumenten belegen. Diesmal ist es kein Scherz. Ich bin Erbe! – Aufgeregt bestätige ich sofort schriftlich die Vermutung, einer der Gesuchten zu sein. Dann suche ich aus den alten Kartons alle brauchbaren Dokumente zusammen, denn ich mußte auf Nummer sicher gehen und mich beweisen, und schicke einen dicken Packen beglaubigter Kopien als Einschreiben nach Stuttgart. Die Nachlaßverwalterin erkennt mich als möglichen Erben an und informiert mich während der folgenden Monate über die Abwicklung meiner Erbschaftsangelegenheit. Noch waren nicht alle Erbberechtigten gefunden, die Registrierung des Erbes nicht abgeschlossen, die Höhe meines Anteils unbekannt. Bis zur entgeltigen gerichtlichen Entscheidung und der ersten Auszahlung würde vermutlich ein Jahr vergehen.

Margarete Maria Anna Jilka, die Tochter eines der Brüder meines Großvaters, eine leibliche Cousine meines Vaters, also eine Art Großtante von mir, war im November des Vorjahres (2005) ohne Testament in Stuttgart gestorben. Wie kam sie aus Böhmen dorthin? Sie war Jahrgang 28, der hatte, als es ans Heiraten & Vermehren ging,  $\frac{1}{4}$  Frauenüberschuß, also war sie wie viele andere Frauen ihres Jahrgangs, wie Tante Edeltraud, ledig, wie Tante Herta kinderlos geblieben; sie ließ – ebenso wie ich – keine Nachkommen zurück. Welch Glück für mich! Als gesetzliche Erben suchte das Landgericht Stuttgart alle Personen, die mit den Großeltern der Verstorbenen, Franz und Theresia Jilka, in direkter Linie verwandt sind. Das konnten Dutzende sein. Da meine Mutter mit mir aus Böhmen, dem Stammland meiner Sippe, geflüchtet war und meine Eltern zu früh verstarben, um mir über familiäre Verhältnisse genaueres erzählen zu können, hielt ich mich bisher für den letzten Mohikaner. Nun verblüffte mich die Nachricht, daß ich einer einst blühenden Sippe entstamme. Meine Urgroßeltern Franz und Theresia waren (hinsichtlich des Erbes *leider*) sehr fruchtbar gewesen und hatten sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter, in die Welt gesetzt, um in alle Winde zerstreut und so oder so aufgerieben zu werden, denn alle galten als unbe-

kannt verschollen. Aber im weltweiten Netz gibt es beängstigend viele Jilkas, die meinen Erbteil schmälern könnten. Das ist z.B. ein drittklassiger Schauspieler Gerhard J, dem ich sogleich die Verwandtschaft ansehe: rundes Gesicht, fliehende Stirn, unverkennbare Liebe zum Bier. Oder Brigitte J aus Wien, die sogar wie ich eine Bibliographie, jedoch nicht zum Oberbergischen, sondern über die Frauengeschichte in der Steiermark, verfaßt hat. Der Inhaber eines Ingenieurbüros J in Mecklenburg könnte von dem Bruder meines Großvaters Herrmann abstammen, der sich aus der alten Heimat in die spätere DDR gerettet und noch zum Tode meines Vaters kondoliert hatte. Verschiedene Webseiten legen die Vermutung nahe, daß einige Js damals gleich über den Teich nach Amerika rübergemacht haben. In Stuttgart wimmelt es nur so von Js, ein Langweiler lehrt an der dortigen Uni Englisch. Sollten all diese und noch andere Js mit Franz und Theresia in direkter Linie verwandt sein? Vielleicht wissen sie es nicht?! Wer kennt heuer noch die Namen seiner Urgroßeltern und kann seine Abstammung belegen? So was ist doch vollkommen aus der Mode gekommen. Aber mir ist mein Verhältnis zu Franz und Theresia bekannt, habe sogar Fotos von den Alten, und ich kann meine Abstammung von ihnen ungebrochen dokumentieren! Tja, es hat auch Gutes, daß meine Sippe, wenn nicht ausgestorben, so doch in alle Winde zerstreut wurde und aus drei Kellern der papierene Nachlaß meiner Toten bei mir angeschwemmt wurde. In den von Tante Herta geerbten vier Kartons mit alten Fotos, Briefen, Zeugnissen finden sich auch gestempelte Bescheinigungen über die Eckdaten des Lebens meiner Familie. Geburts-, Heirats- und Todesurkunden bezeugen meine Vorgänger. Nur von meinem Großvater, Jahrgang 1895, fehlt mir der letzte Beleg. Sie haben ihn im Februar 45 zum Volksstürmer gepreßt und nach Schlesien geworfen, wo er verschwand. In dem Durcheinander wurde nicht jeder Tote registriert, vielleicht hat es ihn zerrissen oder er wurde erschlagen und in den Straßengraben geworfen. Beim Abschied wußte er, was die Stunde geschlagen hat, und gab seinen Ehering seiner Frau, die beide Ringe weitere 30 Jahre trug, um sie zunächst Tante Herta und wiederum 25 Jahre später mir zurückzulassen. Juristisch gilt mein Großvater als erbberechtigt, bis ein Dokument das Gegenteil belegt. Vielleicht findet die Nachlaßverwalterin anhand seiner letzten Feldpostnummer, die stand in einem der alten Briefe, einen entsprechenden Vermerk in einem Bundesarchiv.

– Wieder ist es so weit. Wie bei meiner Sichtung des papierenen Nachlasses aus dem Keller von Tante Edeltraud und wenige Jahre später angesichts der Bücher-Briefe Kisten von Tante Herta so sind sie auch jetzt wieder da. Sobald aus verblichenen Zusammenhängen einige ihrer Namen auftauchen, werden meine Ahnen wiederbelebt, nehmen sie Gestalt an und drängen sich auf, spuken mir ungefragt und anhaltend durchs Hirn, ziehen meine Einbil-

ding in ihren Bann. An ihnen hängt die Misere der Heimatlosigkeit, die Trauer um unzeitige Tode und das zertrümmerte Leben meiner Mutter, den Schiffbruch meines Vaters, die Sehnsucht nach verpaßten Beziehungen, die Klage über mein zerrüttetes Verhältnis zur Menschenwelt. Beinahe wäre ich vor die Hunde gegangen. Hätte, wäre ich in ihrem Kreis geborgen aufgewachsen, alles anders, besser, glücklicher verlaufen können? – Vielleicht ist jede Begegnung mit ihrem Nachlaß so heftig, weil ich, ohne im nachhinein in der Menschenwelt Wurzeln geschlagen zu haben, verwaist aufgewachsen bin und von meiner buckeligen Verwandtschaft keine Ahnung habe. Ahnungslos denkt es sich in mir die Unbekannten zusammen, malt die spärlichen Nachrichten und vereinzelt Fotos von vergangenen Angehörigen zu Bildern aus. Wie waren sie und ihr Leben? Waren sie glücklich oder lastet ein Verhängnis auf uns? Gleiche ich wem? Im Guten oder Schlechten? Hätte ich mich mit einigen von ihnen verstanden? Hätten wir uns durchs Leben helfen können? Wer sind all diese fremden Menschen, mit denen mich eine Abstammung, ein Erbe verbindet? Von dem zerbrochenen Mosaik aus blassen Erinnerungen, verhalten Worten, Fotos, Briefen, Dokumenten stückeln sich in mir undeutliche Bilder zusammen. Was ich mir so über meine Sippe denke, stimmt natürlich nicht. Sie waren ganz anders. – Hinsichtlich meines Erbteils wäre es mir angenehm, wenn keinem weiteren J seine Abstammung bekannt ist, dennoch würde es mich freuen, doch noch irgendwelchen Nachkommen meiner mir unbekanntes Sippe zu begegnen. Vorerst reime ich sie mir zusammen.

Allerhand geht einem durch den Kopf, wenn man erbberechtigt ist und wartet? Neben der Misere von Ahnen, deren letztes legitimes Glied ich bin, spukt auch die Hoffnung auf eine ordentliche Erbschaft in mir und schlägt Purzelbäume. Auf einmal habe ich Aussichten! Als Nachlaßverwalterin war vom Landgericht eine Betriebswirtin eingesetzt worden. Also gibt es mehr als ein paar alte Hosen, Gerümpel, Fotos, Briefe und melancholische Erinnerungen zu erben. Was mag es sein? Mein Eifer ist geweckt. Meine Einbildung braut sich bisher unvorstellbare Möglichkeiten zusammen. Laut weltweitem Netz gibt es in Stuttgart einen Rosenzuchtbetrieb Karl Heinz J. So hieß der 1984 dahingegangene Bruder der Verstorbenen. Aus den wenigen Daten der Ahnentafel reime ich mir Karl Heinz zurecht. Er war Jahrgang 1924, das reichte, um als Soldat im Endkampf zwei Jahre lang den Arsch aufgerissen zu bekommen, anschließend einige Jährchen Lager abzubüßen und sich nach geglückter Rückkehr (von Heimkehr konnte ja keine Rede sein) als allseits gebeuteltes Kauz (auch er blieb unverheiratet & kinderlos) endlich Wichtigem zuzuwenden und Rosen zu züchten. Dann kam jedoch das für alle Beteiligten Unerwartete, worum sie heute wieder betteln & beten: das Wirtschaftswunder. Rosenzucht machte sich bezahlt! Vielleicht war die Ver-



storbene damals seine Mitarbeiterin gewesen und die beiden tüchtigen Geschwister haben in den wirtschaftlich besten Jahrzehnten unserer Republik brav angesammelt. Später beerbte sie ihn, war also Eigentümerin. Sollte mir tatsächlich eine Eigentümerin was zu hinterlassen haben?

Ich bin nicht Alleinerbe. Auf der großmütterlichen Seite der Verstorbenen sind mittlerweile 25 erbberechtigte Personen ausfindig gemacht worden. Aber die gehen mich nichts an, ihre und die großväterlichen Seite, also meine, gelten als zwei getrennte Linien, zwischen denen das Erbe geteilt werden muß. Aber auf der großväterlichen Seite bin bisher nur ich bekannt. Von vier der Brüder meines Großvaters fehlt jede Spur. Sie kamen aus der Umgebung von Aussig. Dort wurden so viele Deutsche erschlagen, daß ihnen sogar die Tschechen ein Denkmal gesetzt haben. Vielleicht wurden die vier Brüder mit ihren Familien als bedrohliche Gruppe angesehen und niedergemacht. Jedoch leben aus meiner Linie seht wahrscheinlich noch Nachkommen der Tochter von Franz und Theresia, der Schwester meines Großvaters Maria, denen, sollten sie gefunden werden, die Hälfte meines Erbteils zusteht. Maria, die in die Ostzone geflüchtet und deren Kontakt zu westdeutschen Familienangehörigen abgebrochen war, ist aktenkundig als Frau Worsch gestorben. Aber der Verbleib ihrer Erben, ihrer beiden Töchter, Charlotte und Helmtraud, ist noch unbekannt. Im Poesiealbum von Tante Herta fand ich Charlottes Eintrag aus dem Jahre 32, sie muß damals 12 und ein lustiges Mädchen gewesen sein, also wurde sie geheiratet und damaligem Brauch gemäß ihr Nachname geändert; deshalb sind Frauen schwieriger als Männer ausfindig zu machen. Außerdem gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den tschechischen Meldeämtern als langwierig. Aber wenn sie mich vier Monate nach dem Ableben meiner Erbtante gefunden haben, werden sie auch meine Kolleginnen lange suchen. Es wird noch einige Zeit, was immer damit gemeint ist, dauern, bis ich was in Händen habe. Egal ob und wie viele Erben sie auf der großmütterlichen Seite noch finden, ich bin Herr 50 oder 25%. Von was?

Was werde ich bekommen? Wird es Bargeld sein oder muß ich mich mit einer Erbgemeinschaft in die Verwaltung einer Firma teilen; das könnte lustig werden. Werde ich nun unversehens zum Geschäftsführer eines Familienbetriebs? Vielleicht werde ich als Erbe nicht mehr frei mein Leben lang, weil ich plötzlich eine Rosenzucht mit einem Dutzend, wie Tolstoj sagen würde, Seelen bekomme. Die kann ich dann doch nicht einfach an irgendeinen globalisierten Koreaner verscherbeln, sondern müßte mich um sie kümmern. Stiller Teilhaber wäre angenehmer. Oder sollten mir Hunderttausende zufallen? Was wird aus mir werden, wenn es Millionen sind?! Könnte ich damit umgehen oder werde ich dann liederlich? Ein alter Traum ginge in

Erfüllung, wenn es ausreichen würde, um mein Leben unabhängig zu fristen? Irgendeine Rente von 10 000 € p.a. wäre vollkommen genug. Die Ver Silberung eines einzigen normalen Einfamilienhauses könnte unglaubliche Freiheit bedeuten. Die Vorstellung, das verbliebene Lebensdrittel frei von materieller Not dahinbringen zu können, begeistert mich. Ungeheuer verlockend ist der Sprung aus der Tonne des Diogenes – nein, nicht zum Big Boss – in die ungezwungen literarisierende Lebensführung eines Privatier. Plötzlich erscheint so vieles möglich, ist die Möglichkeit nicht mehr bloß ein Traum. Sollte ich endlich frei sein & arbeiten dürfen? Eröffnet sich mir tatsächlich ein heiterer Horizont? Monatlang schwankte ich zwischen Bangen und Hoffen. – Vermutlich übertrifft das Leben in Hoffnung jede mögliche Erfüllung. Meine unbestimmten Hoffnungen auf die bevorstehende Erbschaft mußte ich zu dämpfen versuchen. Wenn ich schon nicht raus aus dem leidigen Spiel ums tägliche Brot käme, wären schon ein oder zwei Jahre Freiheit von materieller Not eine unglaublich Erleichterung. Ein Specksteinofen gegen die Winterkälte wäre ein beglückender Gewinn. In jenen Tagen machte ich bei dem alten Lüder den Sekretär, sah dabei seinen letzten Kontoauszug: 28.546,03 €. So was im Rücken hätte mich jahrelang beruhigt, entspannt, wer weiß, was sich daraus ergeben und aus mir werden könnte? Sein Parkinson wollte ich dafür trotzdem nicht haben. Lieber blieb ich gesund und reich.

Weil ich mich nach der Person und den Lebensumständen meiner Erbtante erkundigt hatte, schickt mir die Nachlaßverwalterin eine knappe Lebensbeschreibung nebst Fotos von der Wohnung der Verstorbenen. Meine Erbtante war offensichtlich eine echte Jilka, gewiß verwirrt und in ihren letzten Jahren wahrscheinlich wahnsinnig. Außer zu den Obdachlosen und Trinkern an der Bußhaltestelle pflegte sie keine Beziehungen zu anderen Menschen. Seit dem Tod ihrer Mutter 1986 lebte sie zurückgezogen wie Dornröschen auf dem mit Brombeerbüschen vollkommen überwuchertem Gelände der ehemaligen Gärtnerei inmitten eines Gewerbegebietes. In den beiden verfallenden Gewächshäusern wuchern Rosenbüsche. Geputzt hat sie nie, aber gekocht, ihre Küchenmöbel sind mit einer fettbraunen Patina überzogen. Die Wohnung ist schmutzig, verschmiert, voll Gerümpel, dreckiger Wäsche und Müll. Die Tapete löst sich von den Wänden. Nach einem Wasserrohrbruch schöpfte sie seit einigen Jahren ihr Trinkwasser aus der Regentonne und deponierte ihren Kot in Plastikeimern im Flur. In ihren letzten Wochen griff das Ordnungsamt ein; Seuchengefahr. Sie wurde in ein Krankenhaus gebracht, wo sie bald starb. Ihr Anwesen hat nur noch als Bauland im Gewerbegebiet wert. Das Erdreich mit den Brombeeren muß abgetragen, das verrottete Haus kann nur noch abgerissen werden. Beim Ausmisten fand man unter ihrer Matratze drei Sparbücher; sie war DeMark Millionärin. – Konnte

sie nicht anders oder wollte sie nicht anders? War sie von Geburt an verwirrt oder wurde sie es mit der Zeit? Vielleicht wurde ihr Geist auf der Flucht beschädigt? Damals war sie im knackigsten Jung-Frauenalter, deren viele vergewaltigt wurden. Oder sollte sie angenehme Erinnerungen an die Flucht haben, an die Gemeinschaft in Durcheinander und Aufbruch, an Umherirren und das Abenteuer des Neubeginns? Zog es sie deshalb im Alter zu Obdachlosen und fahrendem Volk? Vielleicht erinnerten die Ausgestoßenen sie an ihre eigene Jugend? Vielleicht war sie einer der besonderen Menschen, denen enge Beziehungen zur bürgerlichen Gesellschaft unmöglich sind? Vielleicht war sie auch von Natur aus Verstört, geistig behindert, wie sie es heute nennen, aber ihre kleinbürgerlichen Eltern aus einer anderen Zeit meinten, es verheimlichen zu müssen. Die Fassade eines normalen Lebens konnte bis zum Tod ihrer Mutter 1986 aufrechterhalten werden. Alleine zurückgeblieben verwahrloste und vereinsamte Margarete Maria Anna inmitten Stuttgarts und unter den Augen der Nachbarn vollkommen. Man bemerkte es wohl, ließ sie aber ihrer Wege gehen. – Ob ich mir von ihrem Erbe schon in diesem Winter einen Specksteinofen kaufen kann?

Von der Erbschaft war nichts zu hören, sie suchten weiter nach Jilkas. Das hatte auch Gutes, sie hatten meine Konkurrenten noch nicht gefunden. Aber ich war auch noch kein Erbe. Zwar qualmte die Pfeife, aber weder lagen mir die Weibchen zu Füßen noch schlenderte ich frank & frei über die Boulevards und lebte ungeniert nach meiner Fasson. Der Bücher- und Gedankenfreund konnte seinem Beruf noch nicht nachgehen. Statt dessen tadelte ich mich auf wechselnden Baustellen durch die Monde hindurch. Im März raubte mir die Bauarbeit mit Marian, meinem polnischen Kollegen, alle Muße zum ordentlichen schreiben/lesen/leben. Verschiedene kleinere Handwerkereien folgten. Ein merkwürdiger Auftritt in der Villa der parlamentarischen Gesellschaft in Bonn ergab sich, weil die Republik ihren Marmor verscherbelt: mit Hammer und Meißel klopfte ich die Marmorfensterbänke aus den Mauern, andere Barbaren hämmerten die Türrahmen raus, knipsten die Lüster ab oder Damen grapschten nach Kleinteilen. Dem lustigen Plündern folgte wieder das Übliche: Mauern einreißen, Kalk und Lehm von Wänden kratzen: Dreck ohne Ende. Wie gehabt steht immer wieder eine neue Wand vor mir, vor ihr knie ich nieder, bewältige sie und schwupp, steht eine neue im Weg. Mit verputzen, hämmern, sägen, sensen, mit Stadtführungen, Menschenpflege und ich weiß nicht was trudelten wie im Strudel die Tage dahin. Unterdessen entglitt die liebe Lebenszeit. Und das mir, der ich doch aus Überzeugung, Neigung und Veranlagung ein kontemplativer Mensch bin. In Abwandlung einer Maxime Don Quijotes möchte ich sagen: niemals waren für die Welt kontemplative Menschen notwendiger als heutzutage. Statt meiner Berufung zu folgen, nährte ich mich kümmerlich von

meiner Hände Stückwerk. Denn mein Erbteil, der mir irgendwann zu müßigen Freiheiten verhelfen würde, steckte noch in der Verwaltung, die ihren Teil abzwackte. Da die Verwirklichung meiner Erbschaft ausblieb, hing mir im Spätsommer die Bauarbeit zum Hals raus. Die körperliche Anstrengung und der Dreck gingen mir auf die Nerven und mein Gemüt krabbelte auf allen Vieren. Wenn mir dann auch noch das Geld für das Notwendigste fehlte, bekam ich wieder materialistische Tage mit dem entsprechenden Katzenjammer. Dann wuchsen mir die Umstände mit ihrem Krims und ihrem Kram über den Kopf und maßten sich eine Vorherrschaft an, gegen die ich wenig aufzubieten hatte. Tiefe Wunden schlugen die Jahre der Not, tiefere als ich absehen konnte. Müde war ich geworden, zu müde für die Freude. Wie war es möglich, die in mir angestaute Müdigkeit wegzuschlafen? Wer war ich eigentlich, der hier auf verlorenem Posten herumlungerte? Zu lange schon hielt ich aus, lange hielt ich nicht mehr durch. Auch der Tod, den ich manchmal nahe fühlte, war ein möglicher Ausweg. Grundlegendes mußte sich unbedingt ändern, denn so ging es nicht weiter. Zuviel war unwirklich und zerbrechlich an meinem Leben und auch an dem Glück mit meiner Liebsten. Aber die Aussichtslosigkeit biß nicht mehr bis auf die Knochen, längst war sie schale Normalität für mich geworden, irgendwie war es immer weiter gegangen. Die Existenzangst warf mich nicht mehr um, sie kränkelte mich bloß an, ätzte in mir herum, war bloß einer unter anderen unangenehmen Gedanken, die eine Zukunft vorwegnehmen, die uns nicht zu bekümmern hat, denn sie ist gar nicht da. Inmitten meiner wohlbekanntem Misere erfrischte mich die Aussicht auf irgendeine bevorstehende Erbschaft. Mit wachsender Zuversicht sage ich mir: so wird es nicht mehr lange weitergehen. Demnächst wird sich Wesentliches zum Besseren ändern. Wahrscheinlich werde ich einige Zeit hindurch frei von materiellem Drangsal weiterleben können. Werde ich wieder wach und heiter werden? Wie werden sich meine Lebensverhältnisse verändern? Steht mir ein ordentliches Erbe bevor? – Obwohl ich noch nichts in der Hand hatte, begann die Aussicht auf ein bevorstehendes Geschenk meine Not zu lindern und meine Ängste zu beschwichtigen. Geld ist eine ideelle Macht, man muß es nicht in der Hand haben oder gar etwas davon kaufen, der Glaube an seine bevorstehende Wirklichkeit genügt vollkommen, um einem den Rücken zu stärken. Eigentlich brauchte ich das Geld nicht wirklich, denn das mit seiner Erwartung verbundene befreiende Gefühl, demnächst dem Druck materieller Not zu entkommen, entspannte und trug mich bereits in der Armut, gewährte mir heitere Leichtigkeit. Was sonst könnte einem Geld bescheren? Was sonst sollte ich mir kaufen wollen?

Endlich nahte der Herbst, die Aufträge ließen nach, die meiste Arbeit war erledigt. Ich machte meine Hütte winterfest, sägte einige Meter Holz, kaufte

auch Kohlen und hatte darüber hinaus genügend Zahlungsmittel auf der Bank gehortet, um davon bis in den Dezember zehren zu können. Wenn bis zum Jahresende Nichts von meinem Erbe eintrudelte, schon 10 000 hätten mich vorübergehend von allen materiellen Zwängen erlösen, dann würde ich mich bei den Behörden melden. Der mir der Kapitulation, der Selbstausslieferung an die Ämter verbundene Schrecken war längst überwunden. Und ich durfte hoffen. So oder so würde es weitergehen. Langsam erholte ich mich von der Bauarbeit, dem Stückwerk dieses Sommers, und meine Angst ließ nach. Sie hatte mein Gemüt angenagt, sobald würde ich sie nicht los sein, aber sie begann eine Vorstellung ohne wirkliches Gefühl zu werden. Bald würde es so weit sein. Ich würde wieder klar und heiter werden können. Das würde auch meinem Liebchen zugute kommen, denn Elend verdirbt sogar die Liebe. Die sonnig milden Oktobertage, von denen jeder der letzte sein kann, sahen mich, statt am Schreibtisch vor dem PC, im Garten, im Wald oder zu Rade. Das Schlimmste war vorbei.

Die beiden Töchter Marias wurden ermittelt. Von der imaginären Erbschaft blieben mir also bloß 25%. Denn 50% des gesamten Stuttgarter Erbes fielen an meinen Urgroßvater Franz und mußten unter seinen Nachkommen verteilt werden. Jedoch waren vier seiner Söhne, von denen keiner erschlagen wurde, kinderlos in der DDR verstorben und die Linie des fünften war in Stuttgart mit meiner Erbtante erloschen. Der Erbteil meines Urgroßvaters mußte also nur zwischen den Nachkommen seines sechsten Sohnes, meines Großvaters, also mir, und denen seiner Tochter Maria geteilt werden. Erst vor wenigen Jahren war die lustige Charlotte gestorben, deren Erbteil an ihre Kinder fiel. Die andere Hälfte von Marias Viertel stand ihrer noch lebende Tochter Helmtraud zu. Auch sie hat weder geheiratet noch Kinder bekommen und lebt zur Zeit in einem Altenheim. Wieso vermehrte sich meine einst so fruchtbare Sippe nicht weiter? Unterliegen Sippen einer Gesetzmäßigkeit von Aufstieg, Blüte, Niedergang? Lastet ein Fluch auf uns? Mir fiel ein erstaunlich großer Anteil vom Erbe zu, da mit vielen meiner Verwandten nicht geteilt werden muß, die bis in die 80er Jahre gelebt hatten. Wir hätten uns begegnen können. Noch Maria und Charlotte erinnerten sich an meinen Namen, wußten, daß es mich gab, hatten Kontakt zu Tante Herta in Böhmen und fragten manchmal nach mir. Und Helmtraud spielte als Kind gerne bei meinem Großvater, hat ihn als lustigen Mann in Erinnerung, und kennt sogar den Namen des Hundes meines Vaters: Ari.

Das Wartejahr neigte sich seinem Ende zu. Als letzte Arbeit in diesem Jahr baute ich meiner Freundin einen Schuppen. Auf einmal war die Arbeit so angenehm und erfreulich. Mein Arbeitsplatz lag am Waldrand, dort war es still, sacht rauschten die Blätter der Bäume. Die Sonne schien und die Luft

war noch mild. Ich fühlte mich wie auf einer grünen Insel dem lärmenden Ungemach entkommen, fühlte mich wohl, werkelte heiter vor mich hin. In der Abgeschlossenheit belästigten mich weder Kreischende Maschinen noch widerspenstige Steine. Statt mit Dreck und Staub hatte ich es mit Holz zu tun und konnte gelassen handwerkeln, planierte den Boden, setzte die Pfosten, maß, sägte, strich die Bretter und schraubte in drei Tagen den Holzschuppen zusammen. Das war's. An meinem Werk hatte ich Wohlgefallen! Arbeit kann schön sein. Demnächst würde ich in diesem Schuppen das Brennholz stapeln.

Die Beglaubigung der Dokumente, die meine Abstammung belegen, war für meine Verhältnisse eine Investition gewesen, obwohl die entsprechenden Stempel eine der kostengünstigsten Dienstleistungen sind, welche die Republik zu vergeben hat. Um das Grundstück meiner Erbtante verkaufen zu können, mußten wiederum alle Erben beglaubigt zustimmen. Da es um Eigentumsverhältnisse ging, genügen die Stempel des Rathauses nicht, sondern die Zustimmung muß von einem leibhaftigen Notar beglaubigt werden. Das fällige Honorar richtete sich nach dem Wert des Grundstücks, den die Nachlaßverwalterin mit annähernd 100 000 € niedrig angegeben hatte. Ich schmiß mich in Schale, denn Notare sind ehrenwerte Leute, und kam mit 80 € davon, die ich weltmännisch hinblätterte, als ob ich von solch einem Betrag nicht meinen gesamten Wochenbedarf an Lebensmitteln, einschließlich Benzin & Tabak & Wein, bezahlen mußte. Für dieses Entgelt schaute mir die im Bürodienst eingetrocknete Vertreterin des Notars, nachdem ich mich ordnungsgemäß ausgewiesen hatte, beim Unterschreiben der Vollmacht über die Schulter und bezeugte ihre Wahrnehmung mit einem Stempel. Was würde aus der Vollmacht werden? In hilflosem Vertrauen hatte ich meine Ansprüche auf das Grundstück abgetreten. Auch stand zu befürchten, daß so viele fremde, alte und also eigensinnige Leute nicht unter einen Hut zu bringen waren und einige von ihnen ihre kostspielig zu beglaubigenden Unterschriften, keiner von ihnen erwartete 25%, verweigern oder verzögern würden. Aber auch diese Prozedur ging ihren Gang. Ebenso hilflos wie ich gaben die anderen Erben ihr Eigentumsrechte an dem Haus samt Grundstück an die Nachlaßverwalterin ab, die bereits einen Käufer hatte, der 130.000 zu zahlen bereit war. Angeblich war er, nachdem ein Gutachten erstellt und das Grundstück in einer Zeitung öffentlich angeboten worden war, über den freien Markt zu ihr gekommen. Selbstverständlich hatten sie sich abgesprochen, denn bereits kurz nach dem Tod der Erbtante hatten sich Interessenten für das inmitten eines Gewerbegebietes verwaiste Grundstück gemeldet. Daran läßt sich wenig ändern. Man soll dem Esel beim Dreschen das Maul nicht verbinden. Immerhin wurde die Sache reibungslos und zügig erledigt.

Spät und müde heimgekehrt öffnete ich beiläufig einen Brief der Nachlaßverwalterin. Die endgültige Summe stand fest. Ein dicker Packer Papier belegte penibel und unanfechtbar die Richtigkeit der Rechnung. Nachdem die Kosten für die Ausmistung der Wohnung, für Krankenhaus, Beerdigung, Grab, verschiedene Behörden, Gutachten und Gerichte abgezogen worden waren, blieben annähernd 700.000 €. Das wäre es gewesen! Damit wären meine gesamten weltlichen Bedürfnisse üppig & lebenslänglich befriedigt worden. Das stand mir natürlich nicht zu. Die Summe wurde verringert durch Steuern, etwa ein Fünftel. Die Dienste der Nachlaßverwalterin schlugen mit 30.000 zu Buche. Auch die verbleibenden rund 500 000, selbst wenn mir nur 50% davon zugestanden hätten, wenn ich als einziger aus meiner Linie gefunden worden wäre, hätten lebenslänglich für ein einfaches Leben ohne Broterwerb ausgereicht. Aber es mußte weiter geteilt werden: das für mich bestimmte Viertel betrug 138.000. – Die Wirklichkeit stand fest. Das war es also. Dieser und kein anderer Erbe bin ich. Vorbei war es mit den unglaublichen Möglichkeiten meiner Erwartungen, Überlegungen, Phantasien, Träume. Das üppig wuchernde Hoffen hatte sich erledigt. Ich würde kein vogelfreier Millionär werden. Nie mehr werde ich einen solch verwegenes Hoffen erfüllenden Brief erwarten können. Die Erwartung war köstlich. Nun ist auch sie erledigt. Nach der Erfüllung fühlte ich mich weder fröhlich noch enttäuscht, sondern müde. Wenige Tage später war mir, als wäre es schon lange so gewesen. Sollte es im Netz der Möglichkeiten und Verstrickungen immer schon so gewesen sein? Irgendwie war diese Erbschaft für mich bestimmt, ist sie unverzichtbar für meinen Lebenslauf. Das eigentliche Geschehen spielt sich in anderen Bereichen ab. Nun hatte es sich bloß ereignet. So ist es nun also. Mehr wäre schöner gewesen, gewiß. Jedoch war auch der mir zukommende Betrag, dessen vage Erwartung mir schon ein Jahr hindurch zu leben geholfen hatte, für meine Verhältnisse unglaublich hoch. Auch Dank dieser Summe sind meine weltlichen Bedürfnisse auf unübersehbare Zeit hinaus erledigt. Wenn mir der verfluchte Krieg oder die Inflation keinen Strich durch die Rechnung machen, erbe ich nun acht bis zehn von Not und Brotarbeit freie Jahre. So lange könnte ich ausschließlich als Autor leben. Wenn ich bei Gelegenheit Geld verdiene, verlängert sich der ererbte Zeitraum. Ewig wird es ohnehin nicht weitergehen. Vielleicht sterbe ich, bevor die geerbte Zeit um ist. Und wenn diese Zeit verbraucht ist, kann ich mich unbesorgt bei den Behörden melden, um von ihnen im Alter ein Almosen zu erbitten. Bis dahin wird alles anders sein. Ich werde frei sein. Ich werde ein anderer werden. Wer weiß, welche Lebensmöglichkeiten sich ergeben, wenn mich nicht täglich materielle Not quält. Eine Türe ist aufgegangen, warum sollten sich nicht auch noch andere öffnen. Offenbar ist vieles möglich. Jedenfalls darf ich auf einige Zeit versuchen, auf meine Weise

ein gutes Leben zu führen. Drin liegt eine Verpflichtung, Ausreden fallen weg, ich bin gefordert, aufgefordert, meine Weise in der Welt zu verwirklichen.

Die Möglichkeit war Wirklichkeit geworden. Die unbegreifliche Angelegenheit aber war nicht abgetan. An den durch meine Gedanken schwirrenden Dokumenten haften Geister, sie spuken mir weiter durchs Hirn. Sollten sie hilfreich gewesen sein? – *Frauen* haben mir zu meiner Erbschaft verholfen! Es gab ja nur deshalb für mich etwas nennenswertes zu erben, weil meine liebe Erbtante *Margarete Maria Anna*, statt ihr Vermögen zu verprassen oder irgendwem zu verschreiben, beides verhinderte vermutlich ihr Wahnsinn, ärmlich und zurückgezogen lebend, als wäre er für mich bestimmt, ihren Schatz hütete. Und die *Nachlaßverwalterin* hatte die Angelegenheit nicht nur mit beispielhafter Sorgfalt abgewickelt, sondern mich ausfindig gemacht, ihrer redlichen Ausdauer verdanke ich meinen Anteil. Sogar im Rathaus war es eine Frau, eine gebürtige *Österreicherin*, die mir, einem der Donaumonarchie entstammenden Landsmann, freundlich gesonnen war, denn auch ihre Sippe verzweigte sich ins Böhmisches, und die Unzahl meiner teils wirren Dokumente anstandslos, hilfreich und verschwiegen stempelte, wofür sie sogar die Gebühren eigenmächtig halbierte. Da war die junge *Nachbarin* meiner böhmischen Tante, die nach deren Tod veranlaßte, in Deutschland mich als Erben, dessen Namen sie aus Erzählungen der Verstorbenen kannte, zu suchen, damit es der Staat nicht bekommt. Dieser Frau verdanke ich viel, denn sie machte mich aktenkundig und verschaffte mir mit meinem ersten Erbe die Voraussetzungen für das zweite. Da Tante *Herta* in der Stuttgarter Erbfolgeliste namentlich aufgeführt ist, wird sich meine Nachlaßverwalterin in Karlsbad nach ihr oder ihren Erben erkundigt haben. Dort hatte ich mich bereits als legaler Erbe Hertas durch meine tschechische Geburtsurkunde, die mir nach dem Tod von Tante *Edeltraud* beim Betreten ihres Keller sogleich in die Hände geflattert war, ausgewiesen. Die hübsche Karlsbader *Notarin*, mit der ich anlässlich Hertas Wohnungsauflösung zu tun hatte, wird meine Erbberechtigung bestätigt und meine Anschrift an die Stuttgarter Nachlaßverwalterin weitergegeben haben. Dank der von Herta sorgsam aufbewahrten Dokumente wurde mir meine Abstammung bekannt und ich konnte sie, als es wenige Jahre später für das Stuttgarter Erbe erforderlich wurde, lückenlos belegen. Obendrein verdanke ich Hertas Kinderlosigkeit und pünktlichem Ableben, daß mein Erbteil nicht halbiert werden mußte. Zu den hilfreichen Frauen gehört unbedingt auch meine *Mutter*, die mir durch unsere Flucht aus Böhmen das widrige Geschick einer beengten Existenz ersparte, in der ich ein Erbe bloß vergeudet hätte. Tante *Edeltraud* ertrug mich nicht nur, sondern sicherte 25 Jahre lang meine materielle Grundlage. Später unterstützte mich Frau *Weese* mit Geld. Dank dem



Schutz von Frau *Honscheid* und der alten *Berta*, beide gewährten mir für bezahlbare Mieten in ihren Hütten Unterschlupf, hatte auch ich einen Ort in der Welt, um mein Haupt zu betten. Aber erst das Zusammenspiel von Nachbarin, Notarin, Nachlaßverwalterin nebst vielerlei kleiner Zufälligkeiten ermöglichte es, mich als Erben ausfindig zu machen. So hätte es nicht kommen müssen. Mir wird schwindelig, wenn ich im nachhinein bedenke, was alles hätte schiefgehen können. Eigentlich war die für mich glückliche Fügung ziemlich unwahrscheinlich. Unabsehbar viele Umstände und Menschen müssen dazu beigetragen haben, mir die Erbschaft eines ordentlichen Batzens zu ermöglichen, indem sie ihr Leben auf bestimmte Weise gelebt haben oder ohne Nachkommen früh genug verstorben sind. Zeitlich ist diese Erbschaft für mich erst in diesen Jahren möglich. Wäre beispielsweise Margarete Maria Anna früher gestorben, hätte ich mit Tante Herta oder einem der Brüder meines Großvaters teilen müssen. Nach deren Tod wäre der zusehends schmelzende Erbteil in fremden Händen versickert. Der eine oder andere hätte sich ein Auto oder eine Fernreise davon leisten können, das schrumpfende Erbe wäre unfruchtbar versandet. – Sollten die Toten und die Frauen ein Auge auf mich haben? Jedenfalls haben mir Frauen gewollt oder ungewollt geholfen! – Sollte ich in ihren Augen materielle Hilfe verdient haben, weil ich so lange auf meinem verlorenen Posten ausgehalten habe? Sollte doch nicht alles vergeblich sein? Also nichts vergeblich sein? Nicht einmal mein abseitiges Leben? – Wie die Spitze einer Pyramide bin auch ich aus einem Geflecht von Ahnen hervorgegangen. Nach mir werden wieder andere sein und auf den Schultern Vorheriger stehen. Die unerwartete Hilfe aus der Vergangenheit bedeutet eine große Verantwortung. Oder ist sie eine große Verführung, eine Verlockung? Werde ich das Geschenk nutzen können, oder wird es durch bevorstehendes Übel ausgeglichen werden? Ist es eine Belohnung oder ein Fluch im Netz der Verflechtungen? Worauf es hinausläuft, ist nicht abzusehen.

Mitte Dezember, nicht als Weihnachtsgabe, sondern um noch im laufenden Jahr steuerlich verrechnet werden zu können, kam die erste Überweisung. Bevor mir mein neuer Kontostand bekannt war, rief bei mir die Sparkasse an. Eine junge Frauenstimme säuselte mir ins Ohr, auf meinem Girokonto sei eine große Summe eingegangen, die besser angelegt werden müsse. Wie die Geier hocken sie über ihrem PC, lauern auf herrenloses Geld, bemerken es sogleich und wollen es festlegen. Zu den 183 € auf meinem Konto wurden 115.000 € addiert. Unwirkliche Summe. Zeigte den Ausdruck meiner Liebsten. Wir lachten und gingen essen. Und sonst? Zur Probe hub ich 800 € ab, um zu sehen, ob es wirklich geht, und um mal zu spüren, wie es ist, wenn mehr als genug Geld in der Tasche steckt. Zögernd kaufte ich besseren Käse, blieb aber beim gewohnt minderen Wein. Nach kleinlichem Preisvergleich

kaufte ich einen Heizlüfter fürs Bad; dort war es oft unangenehm kalt. Zwei Freunden gab ich ein Abendessen aus, was sonst. Das war's, vorerst. Der Nachlaßverwalterin ließ ich, neuerdings ein von der Blumenverkäuferin bewunderter Mann von Welt, für 45 € einen Blumenstrauß zuschicken. Sie bedankte sich überschwenglich, blumige Danksagungen war sie offenbar nicht gewohnt. Im Februar 2007 landeten weitere 15.000 auf meinem Konto und im April kamen zum Abschluß enttäuschende 6.000. Jedoch wurden mit dem letzten Posten dem Finanzamt Siegburg unter meinem Namen 28.000 € Steuern überwiesen, also ein Budget für drei Jahre Leben. Erledigt, meine Erbschaftsangelegenheit war abgewickelt. Ich machte mein Testament.

Nun war auch das vorbei, mein Leben als Tagelöhner am Rande des Möglichen war zu Ende. Vielleicht war genau das mein eigentliches Leben, war dies meine eigentliche Gestalt und alles Folgende würde nur noch ein Nachklang von mir sein? Meine finanziellen Sorgen hatten sich in Luft aufgelöst. Nun würde ich ein anderer werden, fühlte mich aber noch lange nicht so. Das Ereignis hatte alles verändert und alles war gleich geblieben. Ein wesentliches Problem war einfach weg, denn meine Existenz ist nun materielle gesichert. Aber mir war, als wandele ich auf brüchigem Eis. Die jahrelange Not war tief in mir verwurzelt, die damit verflochtenen Gefühle von Angst und Druck und Unruhe, die Schlaflosigkeit, nervöser Schaffensdrang und Erlebniswille mit Verzagtheit, Unsicherheit, Tabaksucht und Trunklust waren mir geblieben. Gewiß würde sich mit der Zeit meine Unruhe legen, aber die Erfahrung der Not würde bleiben. Irgendein bevorstehendes belangloses Ereignis könnte demnächst die tiefe Wunde aufreißen und die alte Verzweiflung wiedererwecken. Oder sollte meine Erfahrung des Abgrunds heilsam für den Rest meines Hierseins sein? Vielleicht war ich in den Jahren der Ausweglosigkeit weit genug gereift, um mit meinem Erbe keinen Unfug zu treiben, sondern es fruchtbringend nutzen zu können. Noch blieb mir Leben, in das ich das Geld verwandeln konnte. Denn Geld ist Zeit. – Der Pakt um Zeit gilt als einer mit dem Teufel. Gleichgültig, ich werde die geschenkte Zeit als eine des Himmels annehmen. Ohnehin läuft meine Zeit ab. Hoffentlich beschenkte mich der Himmel nicht zu spät? Übermäßig war sein Geschenk jedenfalls nicht, sondern wie genau für mich bemessen. Es kam genau im richtigen Augenblick, zu spät für Ehe, Kinder, Häuser, Karriere, aber ausreichend um mir meine Lebensart zu ermöglichen. Das ist ein Geschenk des Himmels. Anders läßt es sich nicht sagen. Nachdem ich Jahrzehnte in Armut und Not auf meinem verlorenen Posten ausgehalten hatte, ja mitunter dem Absturz in Verzweiflung und Kapitulation nahe war, erhielt ich vollkommen unerwartet aus einer unvorhersehbaren Richtung Hilfe.

Ein furchtbarer Druck wurde von mir genommen. Angst und Verzweiflung ließen nach. Oft sehnte ich mich nach einem Jahr Unabhängigkeit, nun bekam ich ein Jahrzehnt geschenkt. Ein unbegreiflicher Umbruch meiner Lebenslage war eingetreten. Wenn ich zurückblicke, wird mir ganz schwindelig bei dem Gedanken, wie es um mich ohne die Erbschaft stünde, wie unglaublich mein Davongekommensein ist. – Dennoch, so unwahrscheinlich ist das Geschenk nun auch wieder nicht. Ich war kein letzter Mohikaner, für den ich mich gehalten habe, auch ich viel nicht vom Himmel, sondern entstamme wie wir alle einer verzweigten Sippe. Warum sollte nicht auch mir, wie so vielen Menschen, irgend etwas zufallen? Das Ungewöhnliche könnte auch darin bestanden haben, so gar Nichts materielles auf meinen Weg mitzubekommen zu haben. Es ist nur natürlich, daß auch mir etwas mitgegeben wird. Das Geschenk ist zwar wie ein Wunder aber doch auch ganz in der Ordnung der Dinge, denn Hienieden geschehen die Wunder auf natürliche Weise. Dem will ich mich dankbar erweisen, indem ich versuche, was in mir ist, zu leben. Nachdem ich gelernt habe, mir in der Armut treu zu bleiben, bleibe ich hoffentlich in meiner neuen Lage mutig und konsequent, werde selbstbewußt und zuversichtlich. So will ich, mein Erbe, dessen Umfang genau auf meine weltlichen Bedürfnisse zugeschnitten zu sein scheint, angemessen würdigen. Denn endlich habe ich, sogar wenn ich nichts hinzuverdiene, ein Polster von rund zehn Jahren gegen die Stöße der Realität der Leistungsgesellschaft. Mein Traum von der Freiheit von Not ist Wirklichkeit geworden. Unversehens bin ich beweglicher geworden, neue Überraschungen sind möglich. – Warum sollte der Verwirklichung eines Traumes nicht die des nächsten folgen können? Alles ist möglich. Ein natürliches Wunder läßt weitere erhoffen. Das Glück meiner neuen weltlichen Lage könnte sich steigern, wenn sich unvorhergesehener Weise ein Verleger fände, mit dessen Hilfe ich dann nicht mehr bloß für den leeren Raum der Schublade schriebe, sondern meine Arbeit über ihre Wirklichkeit hinaus Realität gewönne. Indem mein Tun aus seiner Abgeschlossenheit heraustretend reale Gestalt annähme, fänden meine Kräfte einen faßbareren Gegenstand, an dem sie sich bewähren könnten. Dann könnte auch ich mich auf meine Weise an der Realität reiben, mich in ihr verändernd für sie fruchtbar sein und tatsächlich in ihr wirken. Auch nach dem Wunder bleibt weltliche Wirkung verlockend.

Die veränderte Wirklichkeit begriff ich nicht. Obwohl das Erbe da war, kam es nicht richtig bei mir an. Im ersten Jahr meiner neuen Lebenslage spürte ich meine ererbte Freiheit kaum. Nach lebenslänglicher Übung im Verzicht konnte ich das Geschenk nicht unbeschwert auskosten. Wie in Jahrzehnten eingeübt verglich ich weiterhin penibel die Käsepreise und mußte mich Überwindung, einen € mehr als gewohnt für 200 Gram auszugeben. Zum

Ausgeben brauchte ich das Geld nicht. Es ist eine seelische Macht, es wirkte beruhigend; jedoch linderte es meine Schlafstörungen nicht. Alles blieb, wie es war, dennoch war alles verändert. Für solch Kunststück braucht ein Zen-Meister keine äußeren Einwirkungen. Vermutlich war auch ich nahe dran. Vielleicht war ich aber auch kurz davor, vor die Hunde zu gehen, als mich der Himmel mit seinem Geschenk überraschte. Aber zu lange war ich ein Hungerleider, um auf einmal unbeschwert nach meinem Sinn zu leben. Zwar begann sich tief in meinen Gedärmen ein Krampf zu lösen, aber auch als Erbe fand ich mondelang nicht zu einem ausgeglichenen Hiersein. In der Suche danach, besteht eine große Aufgabe, die zu erfüllen nun eine Grundlage vorhanden war. Aber die angewachsene Trauer und Verzweiflung lebten in mir weiter. Die innere Anspannung blieb. Obwohl es da war, waren meine Tage weiterhin zerfleddert, blieb ich in kleinlichen Terminen verstrickt, humpelte durch zersplitterte Zeit, machte weiterhin für Geld den Narren, tummelte mich sogar wieder auf Dietrichs Baustele als Tagelöhner. Das einmal angestoßene Leben rollte weiter. Jedoch nahm ich mir im Frühling die Freiheit, drei Aufträge zum Anstreichen abzuwimmeln. Bald blieben solche Anrufe aus, der einst notwendige Broterwerb verebbte. Ohnehin hatte mich die Plackerei für das Lebensnotwenige im Vorjahr dermaßen gebeutelt, daß es mir in den freien Tagen nicht mehr gelang, die Erschöpfung auszugleichen. Sie hatte sich in die Knochen gefressen. Welch Verschwendung. Ein Tag Werkerei auf einer Baustelle erinnerte meinen Körper sogleich an die gesamte einst daran hängende Misere, machte ihn so schlaff & lustlos, als hätte er monatelang geknechtet. Die vergangenen Jahre, vielleicht Jahrzehnte waren hart gewesen und stecken mir im Leib. Viel Kraft verpuffte beim Schwimmen gegen den Strom. Immerhin soff ich, kleinen Hilfen sei Dank, nicht ab, aber ich kam auch nicht von der Stelle. Dabei wurde ich alt. Indem sich die alte Anspannung langsam löst, breitet sich die Müdigkeit, die Erschöpfung der Not, in mir aus. Der Erholung bedürftig versuchte ich, Menschen zu meiden und meine Tage ruhig zu verbringen. Am liebsten hätte ich am Ufer einer glatten Fläche unstrukturierter Zeit gesessen, keinerlei störenden Termin in Aussicht: „Zwanzig Jahre ließ ich gehn / Und genoß, was mit beschieden; / Eine Reihe, völlig schön, / Wie die Zeit der Barmekiden.“ Oder ich sehnte mich nach einer Hütte auf der kastilischen Hochebene, um in Wind & Bläue so lange Ruhe und Stille zu trinken, bis ich aus mir selbst zu rollen begönne. Wohin? Das ist unerheblich. Nichts muß dabei herumkommen. Wir leben in Zeiten, in denen Untätigkeit wertvoller denn je geworden ist. Und in den ersten geschenkten Monden tat ich möglichst wenig, versuchte, mich nach dem überstandenen Schiffbruch wiederherzustellen. Nach langer Zeit durfte ich endlich wieder meine wachsten Stunden im Garten bei den Blumen und Vögeln verbringen. Das tat wohl. Wochenlang wäre ich gerne so

dahingetrieben. Sollte irgendwann die Müdigkeit und die Trauer verflogen sein, würde ich meine kontemplative Art verschriftlichend die Zeit auf meine Art fruchtbar auskosten, statt das meine Tage im Betrieb verpuffen. Nein, keinesfalls wollte ich hinaus in die Welt. Aber aus ihr schob sich immer wieder etwas dazwischen, daß erledigt und aus dem Weg geräumt werden mußte. Die Zeit zergeht im Nebel. Vermutlich ist ihr Vergehen eine unserer Vorstellungen von ihr, während wir uns eine flüchtige Weile in dem Spielraum tummeln, den sie uns läßt. Im Juli, von meinem Schiffbruch unzureichend wiederhergestellt, ging ich sogar hinaus in die Welt und arbeitete als Betreuer einer Wanderausstellung vier Wochen in Magdeburg. Das üppige Honorar für diese angesehene Tätigkeit sollte das Schrumpfen meines kleinen Vermögens verzögern, um mir das gute Gefühl des Abstands zur brutalen Realität möglichst lange zu erhalten. Der Arbeitseinsatz in der Fremde fiel mir leichter als früher, als er bittere Notwendigkeit gewesen war. Dennoch mußte ich mich wochenlang von diesem Ausflug erholen. Eigentlich wollte ich, statt ein unordentliches Leben im Hotel zu führen, Hütte & Garten gar nicht verlassen, um dort endlich ungestört bei mir zu sein und meinen Texten nachzugehen, endlich meinen eigenen Wahn zu leben.

Langsam begann das Erbe zu wirken. Nach dem Schiffbruch meines Leben müde und angeschlagen an den Strand gespült öffneten sich Spielräume. Im ersten Jahr meiner Erbschaft machte ich Ausgaben, die teils notwendig waren, teils überfällige Wünsche erfüllten. Der neue Ofen, ein moderner Kaminofen, war die Erfüllung eines Traumes von Wärme. Mehrere Wochen suchte ich ihn, kaufte ihn im Januar für 2.000 €, freute mich bis in den März kindlich auf sein Eintreffen. Im folgenden Winter übertraf er meine Erwartungen. Der Ofen ist eine Wucht, die Katze liegt platt davor. Seither kann ich bei Frost ohne Schal und Mütze behaglich in meiner Wohnung sitzen. Das er preisgünstiger mehr Wärme liefert als seine Vorgänger, gehört in den Bereich der Ziffern und ist kaum der Rede wert. Denn sein lebendiges Feuer spendet wahre Freude, wirklichen Überfluß. Tolles Ding! Alltäglich erstaunt mich das Wunder des Elements. – Als erste unnötige Kleinigkeit kaufte ich mir, nach ausgiebigem Preisvergleich, ein kleines Taschenmesser, wie ich es vor Jahren verloren hatte, mit dem man die Fingernägel schneiden kann: 10 €. Dann auf dem Weihnachtsmarkt einen faustgroßen, lachenden Buddha und drei kleinere zum verschenken: 22 €. Jahrelang beäugte japanische Teetassen: 40 €. Zwei Gürtel: 20 €. Gute Sandalen: 35 €. Den Elektroofen fürs Bad: 40 €. Wasserhahn fürs Bad (war undicht): 15 €. Wasserhahn für draußen (weggerostet): 6 €. Die Taschenuhr für 12 € ging bald kaputt. Eine Lampe: 12 €. Handykarte 40 €. Spieluhr 6 € und Zeug 40 € für mein Liebchen. Taschenlampe: 6 €. Gartenhacke: 14 €. Im Sommer war

mein Tüv alle, gönnte mir ein Limousinchen: 1.800 €. Beglich meine Alt-schulden bei Alfred: 1.100 €. Essen & verschiedene Kleinigkeiten für Mar-lene: 200 €. Eine Reise mit der Liebsten: 400 €. Hose: 20 €. Etwa 5.000 € verpufften. Damit nicht genug. Damit mir mein Vermögen möglichst hohe Zinsen bringe, die jedoch auch bei einfachster Lebensführung zur Bestrei-tung der jährlichen Ausgaben nicht ausreichen konnten, spielte ich im Sommer mit dem Gedanken, 90.000 € in einem Ökofond oder sonstwo an-zulegen. Nachdem ich mich wochenlang durch einschlägige Fachliteratur ge-quält hatte, um mir einige Grundbegriffe des Finanzwesens anzueignen, sol-che Sorgen hatte ich bisher nicht gekannt, machte ich tatsächlich einen Termin bei einem Vermögensberater, der mich zwei Stunden lang beredete. Wieder draußen war ich froh, ihm entkommen zu sein. Obwohl er sich *links-liberal*, verständnisvoll, kameradschaftlich und überzeugend besorgt gab, war mir die Sprache des Geldmenschen zuwider. Bevor ich etwas unter-schrieben hätte, wonach mein einmaliges Erbe im weltweiten Netz virtueller Depots verschwunden wäre, wäre mir meine linke Hand, das spürte ich deutlich, verdorrt. Im Herbst brachen die Finanzmärkte ein. Ein Verlust von 20% hätte mich im Mark erschüttert, hätte mich als unwürdigen Erben gebrandmarkt. Auf der Sparkasse liegt mein kleines Vermögen verhältnis-mäßig sicher, bringt bescheidene Zinsen und stärkt mir pflegeleicht den Rücken. Den Umgang mit größeren Summen war ich nicht gewöhnt. Aber beim Ausgeben und den Beratungsgesprächen schlich sich ein Gefühl ein, als ob er mir zustände. Mir war als wäre ich endlich in einer mir gebühren-ten Lage, in der kleine Geldbeträge nicht mehr bedacht werden müssen, sondern sorgloser darüber verfügt werden kann. Bei meinen Besorgungen wurde ich gelassen und heiter, von der Blumenverkäuferin angefangen lä-chelten mir Menschen zu, begegneten mir freundlich und achtungsvoll, als sähen sie endlich in mir den Herren, der ich bin. Das war neu. Der Hunger-leider in mir begann zu schrumpfen. Was mag wohl aus meiner Identität werden? Werde mir eine neu zurechtlegen müssen. Die neuen Sorgen um die Unterbringung meines Geldes sowie um Gesundheit und Leben waren nicht annähernd so konkret wie vorher die alltägliche Not. Vordem war jeder 20er wichtig, eine leere Autobatterie, ein Defekt am Wagen, eine unaufschiebbare Ausbesserung in der Wohnung, die Beschaffung von Brennmaterial, Ausga-ben für Medikamente, Brille, Zahnarzt stellten mich vor kaum lösbare Pro-bleme. Nun war dergleichen beinahe nichtig. Zögernd begriff ich, was alles seinen Schrecken verloren hatte. Vorher hatte ich vermutlich nicht begriffen, an welchem Abgrund ich hauste. Zurückblickend wurde mir nachträglich schwindelig. Wie hatte ich alle diese Jahre überstanden? Wahrscheinlich hatte ich mich gut belogen. – War ich dabei in meiner Tiefe grausig verwun-det worden? Denn nun spürte ich die Todesnähe.

Mit den spielerischen Ausgaben war es nicht getan. Ein Schatten lag auf mir und verhinderte die Ankunft meines Erbes. Meine Lage blieb gefährdet. Meine Hütte, meine weltliche Bleibe und Heimstatt, die ich nach meinen Vorstellungen und Fähigkeiten eigenhändig gestaltet hatte und die wie für mich gemacht ist, war bedroht. Den Schatten warf mein närrischer Vermieter, der sich, jahrelang durch Engpässe trudelnd, für seine wirren Projekte zunehmend verschuldet hatte und nun nahe daran war, mitsamt seinem Erbteil auch meine Hütte zu verjuxen! Bereits im vorvergangenen Jahr wußte er nicht mehr weiter und sprach deshalb wiederholt davon, um seine ihm die Luft abschnürende Überschuldung vom Hals zu bekommen, sein Anwesens, also auch mich, zu verkaufen. Davon war nicht mehr die Rede, sobald er im Bann eines neuerlich ausgeklügelten Plans wieder für eine Weile Zuversicht faßte. Aber seine Bewußtseinsschwankungen bedrückten mich, denn seine heillose Projektemacherei bedrohte meine Bleibe. Seine vertrackten Angelegenheiten beunruhigten mich und mit zunehmender Angst & Wut beobachtete ich seinen krankhaften, selbstzerstörerischen, mir bedrohlichen Aktionismus. Am meisten aber fürchtete ich seine Ideen. Jahrelang sah ich doch bei jedem Blick über den Zaun, wie er, getrieben von Vorstellungen, an dem Ast sägte, auf dem er saß und, weit schlimmer, an dem mein Zweig wuchs. Mir graute davor, nach seinem absehbaren psychofinanziellen Zusammenbruch wie ein gewöhnlicher Mieter packen und wegziehen zu müssen. Hier war doch meine Heimat. Außerdem findet sich für eine Nischenexistenz wie mich auf dem freien Markt der Eitelkeiten bei normalen Besitzern kein Unterkommen, unsereiner ist auf einen nachlässigen und etwas verstörten Vermieter angewiesen. Meine Vermieterwahl rächte sich.

Wie lange befürchtet, schon beim Einzug hatte ich ja an meiner Westgrenze zwei Schädel postiert, als gelte es, feindliche Dämonen abzuschrecken, schwappte wenige Wochen nach dem Eintreffen meiner Erbschaft die Lebenskrise meines Vermieters über den Zaun und erfaßte auch mich. Kaum war der Ofen bestellt und das angenehme Gefühl begann in mir zu erwachen, eine unabsehbare Menge Kleingeld im Rücken zu habe, da kehrte mein Vermieter aus der Heile, in die er vor sich und seiner Projektemacherei geflüchtet war, zurück und eröffnete mir, daß er sich jetzt entschieden habe, wahrscheinlich Alles, zumindest aber einen Teil, zu dem vermutlich auch meine Hütte gehöre, zu verkaufen, um die Last seines Erbes endlich abwerfen und ein neues, unbeschwertes Leben beginnen zu können. Wie letzteres Aussehen solle, wußte er noch nicht genau. Bestimmtes bezüglich des Verkaufs meiner Hütte wollte er mir mitteilen, wenn seine Entscheidungsfindung abgeschlossen sei. Aber den Mietvertrag, den ich ihm, auf seine Freundschaft vertrauend, im ersten Schrecken zum Unterschreiben vorlegte,

um für alle Fälle gegenüber seinem Nachbesitzers ein befristetes Bleiberecht verbrieft zu bekommen, nahm er schweigend mit sich fort und ließ mir meine Unruhe. Später hörte ich von Dritten, daß er ihn nicht unterschreibe, weil der sich daraus ergebende Kündigungsschutz den Verkaufswert meiner Hütte verringern würde. Klug ist er schon, mein gewesener Vermieter, bauernschlau. Die folgenden Monate hindurch gingen wir uns aus dem Weg und sprachen, da auch ich nichts davon hören wollte, nicht über das leidige Thema. Statt dessen hörte ich monatlich entweder von Petra oder Norbert oder Marlene oder Anderen, mein Vermieter habe ihnen gesagt, meine Hütte würde auf jeden Fall verkauft. Jedesmal stürzte mich diese Nachricht in eine Depression. War meine Niedergeschlagenheit im Verlauf einiger Wochen beinahe verflogen, wiederholte sich das Gerücht, wonach meine weltliche Bleibe der seelisch/wirtschaftlichen Krise meines Vermieters geopfert werden würde. Das Verhängnis meines Vermieters versaute mir mein erste Jahr als Erbe. Kaum war ich meinen materiellen Nöten entkommen, trat mir jemand von hinten die Beine weg. In Aufkeimen wurde meine Heiterkeit von der Angst um meine Bleibe erstickt. Wiederbelebt wurden die Gefühle der alten Nöte, die ja durch das Erbe nicht einfach weggewischt worden waren, und kreisten wie Geier durch mein Gemüt. Wieder fühlte ich mich Gewalten ausgeliefert, die meinem Einfluß entzogenen waren, und fürchtete, von meinem Vermieter oder seiner Bank oder seinen Erben wieder zurück ins Unbehagen gestürzt, also zwangsrenoviert, modernisiert, verkauft, vertrieben zu werden.

Drohte mir nun die dritte Vertreibung? Damals waren wir wegen des sozialistischen und nationalen Zwangssystems aus unserer angestammten Heimat in Böhmen abgehauen. Seither war ich unbeerbt. Nach dem Tod meiner Eltern gelang es mir, mich auf einem Dorf in einer Haushälfte einzunisten, wo ich mich beheimatet fühlte, als ich nach zwanzig Jahren meine Zelte abbrechen mußte, weil der Vermieter sein Erbe versoffen hatte. Hatte ich nun abermals Pech mit dem Vermieter? Der diesmal sein Erbteil nicht versoff, sondern, was aufs Gleiche hinausläuft, durch Mißwirtschaft verspielte. Geht mir schon wieder eine Heimat, nachdem sie verhäßlicht wurde, flöten? Vielleicht müssen Heimaten zerstört werden, damit die Menschen sich nicht tief einwurzeln und zu glauben beginnen, hienieden beheimatet zu sein. Unbehaustheit ist der Sterblichen Los. Dennoch ist für einen Leser und Waldgänger seine Hütte kein ungebührlicher Luxus, sondern ein Standbein seiner Existenz. Aus der Behaustheit heraus führt er sein Leben. Und seitdem die Wälder gerodet sind, kann der Wanderer nicht einfach weiterziehen, um sich andernorts niederzulassen und eine neue Hütte zu errichten. Mittlerweile ist Alles verteilt und freier Platz kaum zu finden. Aber irgendwohin muß man sich doch zurückziehen können! Meiner Unterkunft beraubt, werde ich wieder nicht wissen, wo mein Haupt zu betten. Als ob der Boden unter meinen



Füßen nachgäbe, fühlte ich mich hilflos den Umständen ausgeliefert. Die alten Ängste kehrten wie bedrückende Dämonen wieder und drehten meine Gedanken im Kreis. Schlagartig hatte sich wieder offenbart, wie sehr mein Hiersein auf Wolken gebaut, wie hinfällig, fadenscheinig, fragwürdig, zweck- und grundlos ich bin. Hinter der Angst vor dem Verlust von Hütte und Heimat steht die große alte Angst vor dem Abgrund. Das Gefühl umfassender Vergeblichkeit ist Todesangst. – Wohin soll ich denn? Hier habe ich doch die Mauern bearbeitet, die Erde umgegraben und einen winzigen Flecken Welt nach meinem Bilde kultiviert. Hier steht mein wunderbarer neuer Ofen, den er mir neidete. – Sollte er mir meine Hütte neiden? Will er mich verkaufen, weil ihn nach meiner Hütte gelüftet? Aus der Heile heimgekehrt war er entschlossen, sich zu verkleinern, und erwähnte beiläufig, sich vorstellen zu können, hier einzuziehen, weil ihm meine kleine Wohnung pflegeleichter und somit weniger belastend als sein Elternhaus vorkomme. Bei dieser Vorstellung tat mir meine Hütte leid, in einem halben Jahr würde er auch sie verdorben haben. Denn trotz seiner endlosen Bauerei blieb er sein Elternhaus unwohnlich, seine Scheune wurde zu einer Fabrikhalle, sein Schuppen ein gesichtsloser Neubau. Mit seinen Plänen und seiner Bauerei verhäßlichte er die Welt und verwandelte seine Heimat in einen finanziellen Klotz am Bein. Obendrein versuchte er mit Modeschmuck ein Geschäft zu betreiben, aber statt sein Einkommen zu steigern, häufte er totes Kapital an. Mit diesem Projekt hatte er sich endgültig finanziell Überanstrengt. Auf seinem Grund und Boden war meine Hütte, die er nicht angepackt hat, schön geblieben. Nun bedrohte seiner Projektemacherei auch mein Asyl und meine Freude. Das ist Normalität. Es ist altbekannt, daß die Planer zwangsläufig Philemon und Baukis vertreiben.

Eigentlich könnte alles in Ordnung sein. Wir waren Freunde gewesen und hätten mit den Gerätschaften in seiner Scheune eine kleine Schreinerei betreiben oder sonstwie werkeln können, um nebenher unsere weltlichen Bedürfnisse zu befriedigen. In seinem umgebauten Schuppen hätten problemlos zwei oder drei weitere Menschen Obdach finden können. Zusammen mit dem alten Mann in der Hütte am Hang hätten wir eine kleine Gemeinschaft werden können, inmitten derer unser Vermieter als Oberhaupt geehrt und geachtet worden wäre, weil sein ererbter Besitz uns ermöglicht hätte, ein freies Leben zu führen. Es wäre so einfach gewesen, auf dem Hof gemeinsam zu leben und der Außenwelt zu trotzen, wäre der Vermieter kein Versager gewesen. Statt der Freiheit würden nun auch auf seinem Grund und Boden unerbittliche ökonomische Gesetzmäßigkeiten Einzug halten. Dieser Ruin war wirtschaftlich unnötig, er war seelisch begründet, denn mein Vermieter war ein zur Freundschaft unfähiger Waschlappen. Unentwegt kreiste sein Fühlen und Denken um seine eigenen Hirngespinnste. Un-

ablässig wollte er irgend etwas, möglichst etwas Anderes, etwas Neues, jedenfalls mehr als er hatte oder ihm, weil er es bewältigen könnte, zusteht. Unfähig stillzustehen und sich zufriedenzugeben verstrickte er sich in Zwänge, die ihn schließlich seelisch und wirtschaftlich ruinierten. Obwohl unsere Brüderlichkeit seit Jahren gescheitert war, blieben unsere Leben auf gemeinsamem Grund miteinander verflochten und, als ob er mein Erbe verjuxte, schlugen mich seine Verkaufsabsichten regelrecht nieder. Mein Fühlen & Denken wurde in den Bann seiner Misere gezogen und meinem eigenen Erbe zum Trotz mißlang mir die Heiterkeit. Sein Schiffbruch ermüdete mich, bescherte mir Anfälle von Verzagtheit, ja von Verzweiflung und auch Schlaflosigkeit quält mich wieder. Mein Vermieter war zu einem dunklen Schatten in meinem Leben geworden. Aber ich mochte seine Misere nicht weiter mitleben. So oder so mußte ich ihn abschütteln und mich von seiner Geschichte unabhängig machen. Und so schlimm, begann ich mir zuzureden, wie in den Erwartungen meiner übelsten Stunden konnte es nicht mehr werden, denn ich war ja nicht mehr unbemittelt. Mein Erbe wirkte. Verzage nicht! Rief es mir zu.

Unbeerbt hätte ich das Feld nicht kampflös geräumt. Mit dem Rücken zur Wand und der Axt in der Hand hätte ich mich gegen meine Vertreibung gewehrt. Gewiß, ich wäre der Übermacht erlegen, aber für mich wäre das Spiel damit gelaufen gewesen und die Sänger hätten Stoff zum Singen gehabt. Beerbt war es unnötig geworden, bis zum Äußersten zu gehen. Zwar war ich entschlossen, Widerstand gegen meine Vertreibung zu leisten, aber innerlich begann ich mich von meiner Hütte samt Garten zu verabschieden und mich nach einer anderen Bleibe umzusehen. Ich fuhr durch die Gegend und suchte in den Dörfern nach einer meinen Bedürfnissen entsprechenden und günstig zu mietenden oder zu erwerbenden Hütte. Aber alle Hütten, die zu mir irgendwie hätte passen können, waren besetzt. In den Schaufenstern der Immobilienmakler prüfte ich die Angebote, mitunter war ein abgelegenes Haus in meiner Preisklasse darunter, auf Abbruch oder weil sonst keiner mehr darin wohnen wollte. Da ich ja irgendwo unterkommen mußte, behielt ich für alle Fälle solch ein Angebot im Gedächtnis. Notgedrungen begann auch ich Projekte zu machen. Ich entwarf den Plan, im kommenden Jahr Christophs Schuppen auszubauen. Diese Entscheidung beruhigte mich. Nun wußte ich wohin und wie es bewerkstelligen. Traurig machte mich jedoch, daß bei den bevorstehenden Bauarbeiten wieder so viel Zeit und Geld zum Teufel gehen würde. Ein weiteres Lebensjahr mußte wohl dazu verrechnet werden. Eigentlich wollte ich doch Geld in Zeit verwandeln? Indem er sein Erbe verspielte, trat mir mein Vermieter von hinten die Beine weg. Aber ich war entschlossen, wieder aufzustehen und meine Heiterkeit zurückzugewinnen. Ich mußte ihn loswerden, um gut weiterzuleben. Im Unterschied

zum Vermieter würde ich auch nach meiner Vertreibung bis ans Ende meiner Tage in guter Gesellschaft bleiben, nämlich in meiner.

Mein Vermieter und gewesener Freund hatte voll in die Scheiße gegriffen. Für seine Fehler mußte ich auf jeden Fall büßen oder bezahlen. Da ich nicht für seinen Schwachsinn büßen wollte, also mir nicht ein neues Heim suchen, lange bauen, mich mit fremden Pflanzen, Blumen, Räumen, mit neuer Erde und Umgebung vertraut machen wollte, um nach einer Weile vielleicht doch wieder vertrieben zu werden, entschloß ich mich, für das, was ich schon hatte, zu bezahlen. Es galt Geld gegen Bleiberecht einzutauschen. Nach Abzug des Kaufpreises, so überlegte ich, würden mir noch für einige Jahre materielle Unabhängigkeit übrigbleiben. Wenn sie aufgebraucht wäre, würde ich mich bei den Behörden melden und, für den Arbeitsmarkt untauglich geworden, von Sozialhilfe in meinem Heim weiterleben können, ohne auf meine alten Tage das Geschick der Macht- und Mittellosen fürchten zu müssen, von Besitzern oder Behörden deportiert zu werden. Und mein gewesener Vermieter könnte in Zukunft machen, was er will, sein Geld statt in Freiheit oder Sicherheit in Zeug verwandeln, ohne daß mich seine Unternehmungen beängstigten. Um das Problem in diesem Sinne lösen zu können, mußte ich mich in schweren, sich über den Frühling und Sommer bis in den Herbst hinziehenden inneren Krämpfen überwinden. Ich mußte mich grundsätzlich dazu entschließen, unnötiger Weise einen großen Teil des mir gerade zugefallenen Erbes für den Besitztitel auf etwas wegzugeben, daß ich ohnehin besaß.

Nachdem unter quälenden Gefühlen und Bedenken viele Monde ereignislos verstrichen waren, kam im Oktober Bewegung in die leidige Angelegenheit. Meinem Vermieter stand das Wasser zum Hals. Er brauchte, worüber mich einer der unbeteiligten Dritten, dem er es gesagt hatte, in einem nächtlichen Anruf informierte, bis zum Jahresende unbedingt Geld, um seinen Zahlungsverpflichtungen bei einer Bank nachzukommen. Endlich setzten wir uns zusammen und betranken uns. In den frühen Morgenstunden des 10. Oktobers kamen wir auf das leidige Thema zu sprechen. Unser Suffgespräch war schrecklich. Er legte alle Argumente eines ehrgeizigen Verkäufers einschließlich der Drohungen, meine Hütte für zahlungskräftige Käufer zu renovieren, auf den Tisch. Die Ärgernisse einer Zwangsrenovierung, die ich nicht hätte verhindern können, hätten mich in die Flucht geschlagen. Klug war er schon, mein gewesener Vermieter. Äußerlich bewahrte ich Ruhe und bot ihm 30 000 € an. Ohne Gegenvorschlag verschwand er wie eine beleidigte Leberwurst. Ich war nervlich zerrüttet. Mein Herz war wund. Nach zwei weiteren Wochen innerer Kämpfe überwand ich mich zu dem Entschluß, zu bezahlen, was er verlangt. Wieviel würde es sein? Was würde mir bleiben?

Würde mein ganzes Erbe, all die viele angesammelte Zeit zum Teufel gehen, um meine Bleibe zu behalten? Es mußte sein. Ich mußte diese Angelegenheit klären und auf ihn zugehen. Um seinen Preis zu erfahren, fordere ich ihn zu einem neuerlichen Gespräch auf. Er verlangte 45 000 €. Mir fiel ein Stein vom Herzen, ich war mit dem Schreck davongekommen. Mit etwa einem Drittel meines Erbes konnte ich meine Hütte kaufen. Mit Handschlag besiegelten wir den Kauf. Obwohl sein Preis kein Freundschaftspreis war, für den er ihn hielt, denn immerhin hatte ich ihm bereits etwa 30 000 € Miete gezahlt, war er für mich erträglich. Des Verkäufers wirrer Kopf, seine komplexe Misere, sein Verlangen, das sich nicht mehr erfüllen kann, einen freundschaftlichen Nachbarn zu behalten, seine Sentimentalität, meine Beziehung zu seiner verstorbenen Mutter, Schulden, für deren sofortige Begleichung nur mir ausreichend flüssiges Geld zur Verfügung stand, und tausend andere Kleinlichkeiten mögen dazu beigetragen haben, daß ich aus dem Schlammassel glimpflich herauskam. Zwar würde der eigentlich unnötige, erzwungene Kauf meines Häuschens meinen Spielraum an Zeit verkürzen, aber 2/3 meines Vermögens blieben erhalten. Bei sorgsamem Umgang damit bliebe mir reichlich Zeit übrig. Außerdem würde die gesparte Miete eine ordentliche Verzinsung des weggegebenen Kapitals sein. Und bei geringem Marktwert hatte meine Hütte existentiellen Gebrauchswert für mich.

Nachdem unsere Überwindungsprozesse abgeschlossen waren, ging die Übertragung des Eigentumstitels an meiner Hütte überraschend schnell vonstatten. In der folgenden Woche wurde der Kauf notariell besiegelt. Somit war der Esel vom Eis. Bei dieser Aktion waren die daran beteiligten Esel un-  
gemein gereizt. Immerhin verscherbelte Hans Josef erstmals ein Stück seines Erbes, wie er vermutlich lebenslänglich meinen wird unter Tarif. Und ich trennte mich unnötiger Weise von einem Drittel meines frischen Erbes. Was wäre wohl gewesen, wenn ich nichts gehabt hätte? Hätten wir dann einen blutigen Streit ausgetragen? Oder hatte mein Erbe die Begehrlichkeiten meines Vermieters geweckt und ihm auf die Idee gebracht, mich durch Gerüchte und subtilen Zwang zum Kauf zu nötigen? Um den dringenden Bedarf meines Vermieters nach Bargeld zu befriedigen, mußte ich mich im Dezember dazu überwinden, 27 000 € vor auszuzahlen, ohne dafür einen sicheren Besitztstitel in die Hand zu bekommen. Der Notar meinte dazu, das sei zwar un-  
üblich und eine Bank würde es nicht machen, aber unter Freunden könnte man schon mal... . Der Rest wurde fällig, wenn mein Name im Grundbuch eingetragen wurde. Aber schon nach der ersten Zahlung stellte ich meine Mietzahlungen ein und wir waren geschiedene Leute. Ich war ihn los. Mit meinem gewesenen Vermieter würde ich keine Geschäfte mehr machen müssen. Selbstverständlich bezahlte ich mehr und bekam weniger als verabredet. Die Nebenkosten waren höher, als von meinem Vermieter angenom-

men, und aus juristischen Gründen mußte bei der Vermessung ein Streifen abgeschnitten werden; außerdem wollte er sich von einer Ecke meines Grundstücks nicht trennen. Ein roter Pflock, der die neue Grenze markierte, schmerzte mich, als stecke er in meinem Fleisch. Beim Versetzen des Zauns war die Grenze einen Moment offen, da wurde mir kalt und unheimlich, so daß ich froh war, als sie wieder geschlossen war. Meine Zahlungen gingen vermutlich für Schuldentilgung und Modeschmuck drauf. Egal. Wie mit dem Geld so ist es auch mit der Hütte, Besitz ist weniger eine konkrete, vielmehr eine psychologische Macht. Indem ich für meine Hütte den Besitztitel bekam, änderte sich an meinem Wohnen nichts. Ich hatte weniger etwas gekauft, als vielmehr mich freigekauft von den unsteten Phantasien meines Vermieters. Wie bei der preußischen Bauernbefreiung nach 1807, als die Bauern, wollten sie nicht Arbeiter werden, sich vom Grundherren freikaufen mußten, blieb daheim alles beim Alten, aber man ist den spinnerten Junker los. Ich bin seinen Schatten los. Kaum eine Woche, nachdem ich den ersten Batzen gezahlt hatte, fühlte ich deutlich, daß ein gewichtiges Problem verschwunden war. Der Druck eines Jahres löste sich in mir auf. Ich hätte nicht geglaubt, daß sein Verschwinden so entspannend ist. Wo vorher ein Gedankenkomplex, eine Übelkeit im Gedärm war, war auf einmal angenehme Leere. – Und ein etwas merkwürdiges Gefühl ist es schon, wenn mir beim Rübenausgraben der Gedanke kommt, dies ist deine Erde. Kaum zu glauben. Auf Grund vertrackter Umstände bin ich in meiner Familie nach zwei von den Zeitläufen umhergetriebenen Generationen der Erste, der jenseits der Lebensmitte wieder eigenen Grund unter den Füßen hat. Langsam nahm ich Besitz von meinem Eigentum, entfernte auf dem Dach Moos, stopfte Löcher und sah mir den Speicher an, was ich mir vor dem Kauf nicht zumuten wollte. Nun, es könnte schlimmer sein. Man ist immer nur einstweilen in Sicherheit.

Erst nach dem Kauf meiner Hütte begann mein materielles Erbe bei mir einzutrudeln, begann ich gelassener, zuversichtlicher, selbstsicherer zu werden und besser zu schlafen. Weiterhin stehe ich auf verlorenem Posten, aber er ist bequemer geworden. Was bleibt zu wünschen? Fortgesetzte Arbeit am Wort. Gleichgesinnte, Freunde im Gespräch, ein Verleger für meine Schreiberei, um meiner Stimme Ohren und Widerworte zu schaffen. Wer weiß wo & wann, und warum? Vielleicht ist Gehör unnötig? Wichtig ist, an irgendeiner Ecke die eigene Art zu leben in den Strudel der Ereignisse einzubringen. Das gegebene Beispiel wirkt auf das gesamte Spiel. Manches spricht dafür, daß die Wirkung ungehörter Gedanken größer ist, als jener auf dem Markt der Meinungen vorgetragenen. Und eine Schreiberei läßt sich auch ohne Druckerei betreiben, also arbeite ich einstweilen für die Schublade. Wer mag sie wohl erben? – Nun ist es also so weit. Unglaubliches ist geschehen. Auf

absehbare Zeit sind meine materiellen Sorgen verschwunden. Ich bin frei von Not, besitze ein Heim, aus dem ich nicht vertrieben werden kann, in dem ich dank meines neuen Ofens nicht einmal mehr bei Frost friere, bin noch gesund und werde sogar geliebt. – Man ist immer nur einstweilen in Sicherheit. Nun könnten die wirklichen Probleme kommen, jene, die nicht gelöst werden können. Übt sich mein Geist am Rande des Abgrunds genügend im gelassenen Erdulden der Not des Lebens & Sterbens? Wie dem auch sei. Nachdem ich ein Menschenlebenlang arm gewesen bin, steht mir nun eine Weile ohne Not bevor. Wenn ich sie überlebe, werde ich danach wieder arm sein. Es wird gut sein. Darauf habe ich geübt. Meine Großmutter beteuerte, das letzte Hemd habe keine Taschen.

*Sonntag, 21. Dezember 2008*

